

STUDIUM

Die Reinlasser

Wie funktioniert eigentlich Inklusion? In Fulda kann man es lernen

VON Gabriele Meister | 10. Mai 2012 - 08:00 Uhr

Integrativer Kindergarten – plötzlich löste diese Bezeichnung bei David Schreiber Angst und Ekelgefühle aus. Was sollte er sich darunter vorstellen? Kinder mit übermäßigem Speichelfluss? Unkontrollierte Bewegungen? Würde er mit solchen Kindern überhaupt zurechtkommen? In wenigen Tagen sollte Schreiber sein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in genau so einem Kindergarten beginnen. Bei seiner Bewerbung hatte er sich keine Gedanken darüber gemacht. Er war froh gewesen, so kurzfristig überhaupt noch eine Stelle zu finden. Um das »Nachzüglerkind« von Freunden seiner Eltern hatte er sich immer gern gekümmert. Aber dieses Kind war »normal«, es hatte kein Handicap.

Wie man mit behinderten Kindern umgehen soll, ist nicht nur eine persönliche, sondern vor allem auch eine politische Frage: Sollen alle Kinder gemeinsam lernen, egal, ob eines im Rollstuhl sitzt, das nächste nur Russisch spricht und ein drittes aus einer deutschen Mittelstandsfamilie stammt? Selbst ernannte Experten für diese Fragen gibt es zuhauf, gut ausgebildete hingegen kaum. Deshalb bietet die Hochschule Fulda seit Kurzem den Studiengang »Frühkindliche inklusive Bildung« an.

Seit seinem FSJ haben David Schreiber die Themen Integration und Inklusion nicht mehr losgelassen. Und als er dann das Angebot der Hochschule Fulda im Internet entdeckte, war er sofort begeistert. »Die Unbefangenheit der Kinder im Umgang miteinander hat mir geholfen, meine Vorbehalte zu überwinden. Das war der Anfang«, sagt Schreiber, der heute im vierten Semester in Fulda studiert. »Außerdem ist mir klar geworden, dass die Bezeichnung »normal« eine willkürlich gesetzte, kulturell bedingte Zuschreibung ist. Kinder mit Behinderung automatisch vom allgemeinen Bildungssystem auszuschließen ist Diskriminierung.«

INKLUSION

Inklusion ist ein pädagogisches Modell, das die Aufnahme aller Kinder in eine gemeinsame Schule oder Betreuungseinrichtung vorsieht, egal, welche Religion, welche Lernbedürfnisse oder sozioökonomischen Hintergründe sie haben. Anders als beim Integrationsmodell, bei dem Kinder mit besonderem Förderbedarf in eine »Regelgruppe« eingegliedert werden, gehen Inklusionsbefürworter davon aus, dass jedes Kind seine eigenen Kompetenzen hat. Deshalb sollen Betreuungseinrichtungen alle Kinder individuell unterstützen, anstatt sie in »förderbedürftig« und »normal« einzuteilen.

Diese Erkenntnis in die Praxis umzusetzen ist allerdings nicht einfach. Deshalb müssen in Fulda alle Studenten 15 bis 22 Stunden pro Woche in der Kinderbetreuung oder in der Beratung arbeiten. Nur alle vier Wochen treffen sie sich für zwei, drei Tage in Fulda, um Themen wie »familiäre Sozialisationsprozesse« und »Formen von Bildungsbenachteiligung« zu diskutieren und sich über ihre praktische Arbeit

auszutauschen. In der übrigen Zeit kommunizieren sie über eine Onlineplattform. Oft geht es dabei um die Praxisaufgaben – zum Beispiel, wie man in der eigenen Kita den Übergang zur Grundschule gestalten kann. Nicht selten führen solche Praxisaufgaben zu Irritationen beim Kita-Personal. »Ich versuche jetzt viel häufiger herauszufinden, was das einzelne Kind braucht, statt immer selber zu entscheiden, was nötig ist«, sagt Schreiber. »Einige Kolleginnen sehen das kritisch. Oft fehlt leider die Zeit, mein Vorgehen zu erklären.« Auch Sabine Lingenauber, Schreibers Professorin, beobachtet: »Es gibt Studierende, die auf so starken Widerstand stoßen, dass sie die Einrichtung wechseln.«

Die Irritation in den Kitas ist systemisch bedingt: Die Bundesregierung hat sich für Inklusion ausgesprochen und 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention ratifiziert. Die Vertragsstaaten »gewährleisten ein integratives Bildungssystem auf allen Ebenen«, heißt es dort. Länder wie Bremen wollen Sondereinrichtungen deshalb abschaffen. Dadurch sei in den Regelschulen genug Geld für Fahrstühle und spezielles Personal vorhanden. Bayern dagegen will verschiedene Betreuungsformen – Eltern von behinderten Kindern sollen Wahlmöglichkeiten haben, heißt es. Doch in der Realität bleibt ihnen oft nur der Rechtsweg. Zwei Drittel der Kinder mit sogenanntem besonderem Förderbedarf besuchen derzeit einen Regelkindergarten, doch nur 21,3 Prozent der Kinder mit besonderem Förderbedarf sind auf einer Regelschule angenommen worden.

Die Studenten der Hochschule Fulda lassen sich von solchen Schwierigkeiten nicht beirren: Sie haben Gehörlosenschulen angesprochen, um auch Absolventen mit Behinderung für ihr Studium zu gewinnen. »In Kindergärten arbeiten vor allem deutschstämmige Frauen ohne Handicap«, sagt Sabine Lingenauber. »Das kann nicht so bleiben, wenn wir Inklusion bei den Kindern anstreben.«

Dafür sind in Fulda die Studiengruppen recht heterogen: 30 Studenten nimmt die Hochschule pro Jahr auf, die Jüngste ist zurzeit 22, die Älteste 53 Jahre alt. Während der eine schon eine Erzieherausbildung absolviert hat – so wie David Schreiber nach seinem FSJ –, kommt die Nächste frisch vom Gymnasium, und die Dritte ist eine promovierte Archäologin. »Durch die Mischung aus Online- und Präsenzlehre haben auch Berufstätige, die nicht nach Fulda ziehen können, die Möglichkeit, zu studieren«, sagt Lingenauber. »Anfangs sind wir dafür heftig kritisiert worden – Studierende mit so unterschiedlichen Vorkenntnissen könnten doch nicht sinnvoll miteinander lernen.« In Wahrheit sei die Heterogenität der Studiengruppe aber ihr Potenzial: Während die Jungen besser mit dem Internet umgehen könnten, brächten die Älteren Kita-Erfahrung und Kenntnisse im wissenschaftlichen Arbeiten mit. Deshalb versucht Lingenauber die Leistung des Einzelnen nicht an der Leistung der anderen zu messen, sondern den individuellen Hintergrund und Lernzuwachs bei der Notenvergabe zu berücksichtigen. »Eine Grunderwartung habe ich natürlich trotzdem, zum Beispiel, dass die Studierenden die Literatur lesen und in ihrer frühpädagogischen Praxis kritisch reflektieren.«

David Schreiber findet dieses Vorgehen »konsequent«. Durch die ausführlichen Gutachten werde schon deutlich, wie eine Note entstanden sei. Deshalb habe es noch nie Unmut gegeben. Auch das gemeinsame Lernen funktioniert: »Zwar habe ich in Vorlesungen schon mal gedacht, dass es schneller gehen könnte«, sagt Schreiber, »aber ich weiß ja, dass die Themen für manche ganz neu sind, und finde schnell Aspekte, mit denen ich mich noch nicht so gut auskenne. Und zu Hause kann sowieso jeder im eigenen Tempo lernen.«

Gibt es weder bei Studenten noch bei Kindern Grenzen der Inklusion? In welchem Verhältnis stehen das Recht eines aggressiven Kindes und das Ruhebedürfnis der anderen? »Ein bisschen Inklusion geht nicht«, sagt Schreiber. »Trotzdem ist sie ein täglicher Prozess, bei dem man nur gucken kann, was die Kinder jeweils brauchen. Erst wenn man das widersprüchliche Interesse aushält, statt es zu ignorieren, können Menschen voneinander lernen.«

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2012/20/C-Studieren-Inklusion>